

**HEYNE <**

## DAS BUCH

Die Apokalypse kommt. Aber sie kommt nicht mit einem großen Knall, nicht durch eine Naturkatastrophe und auch nicht durch den Atomkrieg. Stattdessen bricht die Welt unter der Last der Überbevölkerung, knapp werdender Ressourcen und globaler Erwärmung zusammen. Jasper ist einer der Menschen, die aufgrund der Veränderungen alles verloren haben, und zusammen mit einer Gruppe Leidensgenossen kämpft er sich durch den Südosten Amerikas, getrieben von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Denn die Hoffnung ist das Einzige, was den Menschen in einer sterbenden Welt noch geblieben ist. Doch die zunehmende Anarchie im Land erschwert den Überlebenskampf für Jasper und seine Freunde, und schon bald sind sie gezwungen, Dinge zu tun, die sie früher nie für möglich gehalten hätten – früher, bevor die Welt geendet hat ...

## DER AUTOR

Will McIntosh, geboren in New York, hat bereits zahlreiche Science-Fiction-Kurzgeschichten veröffentlicht und wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Hugo Award. *Wie die Welt endet* ist sein erster Roman. McIntosh ist Professor für Psychologie an der Georgia Southern University, wo er den Umgang der Menschen mit der Gegenwartskultur studiert.

Weitere Informationen zu Autor und Werk erhalten Sie unter: [www.willmcintosh.net](http://www.willmcintosh.net)



[www.twitter.com/HeyneFantasy/SF](https://www.twitter.com/HeyneFantasy/SF)  
[@HeyneFantasySF](https://twitter.com/HeyneFantasySF)

WILL McINTOSH

WIE DIE  
WELT  
ENDET

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
SOFT APOCALYPSE  
Deutsche Übersetzung von Sabine Schulte



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 02/2013  
Redaktion: Hannes Riffel  
Copyright © 2011 by Will McIntosh  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52924-3

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

*Dieser Erstling ist für meine Eltern,  
William und Blanche McIntosh.*



# I

## DIE SIPPE

FRÜHLING 2023

Durch das kniehohe Unkraut neben dem Highway stolperten etwa zwanzig Mexikaner auf uns zu. Vielleicht waren es auch Ecuadorianer oder Puerto Ricaner, das konnte ich nicht erkennen. Die ganze Sippe war in schlechter Verfassung, eine Frau war bewusstlos und wurde von zwei Männern getragen, und eins der Kinder war offenbar stark erkältet.

Ein kleiner dunkelhäutiger Mann ohne Schneidezähne und mit dem Blick eines Waisenkindes sprach für alle. »Por favor, dinero o comida?« Er bat uns um Geld oder Essen.

»Lo siento«, sagte ich, tut mir leid. Ich hob die leeren Handflächen. »No tengo nada.«

Der Mann nickte, ließ den Kopf hängen.

Schweigend gingen Colin und ich weiter. Wir fühlten uns beschissen. Wenn wir genug übrig gehabt hätten, hätten wir ihnen etwas gegeben.

Angenommen, man ist im Moment noch nicht am

Verhungern, aber vielleicht in einem Monat – muss man dann Menschen, die jetzt vom Hungertod bedroht sind, etwas von seinem Essen abgeben? Wo ist die Grenze? Wie arm muss man sein, damit man kein egoistisches Arschloch ist, wenn man andere verhungern lässt?

»Das ist schwer zu begreifen«, sagte Colin, während wir den leeren, vor Hitze dampfenden Parkplatz des Bowling-Centers überquerten.

»Was denn?«

»Dass wir arm sind. Und obdachlos.«

»Ich weiß.«

»Dabei sind wir doch Akademiker«, fügte er hinzu.

»Ja, ich weiß«, erwiderte ich.

Neben dem Bowling-Center befand sich eine uralte, von Unkraut überwucherte Minigolf-Anlage. An manchen Stellen war der Kunstrasen völlig verrottet. Die Windmühle hatte nur noch einen Flügel. Wir betrachteten die Anlage einen Moment lang, denn beide waren wir leidenschaftliche Minigolfer gewesen; dann gingen wir weiter zum Eingang des Bowling-Centers.

»Weißt du, was ich gerne mal sehen würde?«, fragte Colin. »Wofür ich sogar Eintritt bezahlen würde?«

»Ja.« Aber er überhörte meine Antwort.

»Ein Golfturnier mit richtig schlechten Golfern und einer Million Dollar als Preisgeld, dafür würde ich sogar bezahlen. Das Beste an solchen Golfturnieren ist doch, wie manche Burschen unter Druck die Nerven verlieren und dann Grassoden hochschlagen, die weiter fliegen als der Ball.«

»Ja, das wär sicher ein lohnendes Schauspiel«, sagte ich und wick irgendeinem kleinen, halb verwesenen Tier-

kadaver aus. »Übrigens sind wir nicht Obdachlose, sondern Nomaden. Steck uns nicht in die falsche Schublade.«

»Ach ja, das hatte ich ganz vergessen.« Colin war schon immer ein Meister des Sarkasmus gewesen, bereits in der Grundschule hatte er diesen Tonfall beherrscht. Er erreichte den Haupteingang als Erster, zog die Tür auf und winkte mich hindurch.

Als Junge hatte ich in allen möglichen Ligen Bowling gespielt, umso überraschter war ich daher, dass das Klappern der Pins keine nostalgischen Gefühle in mir weckte. Vielleicht lag es daran, dass die Halle im Halbdunkel lag; nur etwas Tageslicht schien durch Türen und Fenster herein.

An der Bahn, die dem Eingang am nächsten lag, bückte sich gerade ein rauschebärtiger Typ zum zweiten Wurf. Es gelang ihm nicht, die Pins alle abzuräumen. Er ging auf der Bahn in die Dunkelheit hinein, um sie von Hand wieder aufzustellen.

Das war ein gutes Zeichen. Wenn die automatischen Pin-Setter abgeschaltet waren, wurde hier dringend Strom benötigt. In der Halle waren nur ein halbes Dutzend Ventilatoren in verschiedenen Größen und Formen verteilt, die wie Modellflugzeuge brummt. Anscheinend waren es die einzigen Geräte, die an den Stromgenerator angeschlossen waren.

Colin blieb stehen. »Hast du den Akku dabei? Ich habe überhaupt nicht daran gedacht.«

Ich holte den Akku aus der Tasche und hielt ihn Colin vor die Nase.

»Da bin ich aber erleichtert«, sagte er. »Ich hätte keine Lust, jetzt den ganzen Weg zurückzulaufen, um ihn

zu holen. Komm, wir bringen die Sache hinter uns und machen uns schnellstmöglich wieder vom Acker.«

Mit einer gebimmelten Melodie kündigte mein Handy mir eine neue SMS an. Ich schreckte zusammen und versuchte es möglichst lässig aus der Tasche zu holen. Um die Nachricht lesen zu können, musste ich das Display zum Fenster neigen.

*Vermiss dich*, stand da.

*Vermiss dich auch. Liebe dich*, simste ich zurück.

Hätten andere so klischeehaft kommuniziert, dann hätte es mich geschüttelt, aber selbst die abgegriffensten Plattitüden wirkten neu und aussagekräftig, wenn Sophia und ich sie austauschten. *Liebe dich so sehr. Hab den ganzen Tag an dich gedacht. Ich würde für dich sterben.* Reinste Poesie.

»Dich hat's ja echt erwischt«, bemerkte Colin. Er schwitzte wie ein Schwein, sein Hemd war vorne vom Kragen bis zum Bauch dunkel vor Nässe.

»Ich weiß. Und ich weiß auch, dass es sinnlos ist, aber ich komme einfach nicht von ihr los.«

»Du hast eben noch nicht genug gelitten. Wenn's dir irgendwann so richtig stinkt, dann kannst du auch Schluss machen.«

Mein Handy bimmelte wieder. Colin schmunzelte.

*Liebe dich auch*, lautete die Nachricht. Ich steckte das Handy weg. Das kostete mich einige Überwindung, denn ich sah Sophia vor mir, wie sie an ihrem Schreibtisch saß, auf ihr Mobiltelefon schaute und wartete, dass es rappelte. Meins bimmelte, ihres rappelte. Eigentlich gehörten beide Handys ihr, denn sie finanzierte beide.

Wir hatten keine Affäre im üblichen Sinne. Dafür war

sie viel zu integer. Das hätte ich von mir auch gern gesagt, aber da Sophia mir bisher nie ein eindeutiges Angebot gemacht hatte, war ich gar nicht so sicher. Zum Teil besteht Integrität wohl einfach darin, dass man sich mit integeren Mitmenschen umgibt, sodass die eigene Rechtschaffenheit nicht auf die Probe gestellt wird.

»Fertig?«, fragte Colin. »Kann's jetzt losgehen?« Ich folgte ihm an den Tresen, wo eine grauhaarige Frau Desinfektionsmittel in rote und blaue Schuhe sprühte, die vor ihr aufgereiht standen.

»Entschuldigen Sie, möchten Sie Wasser oder Lebensmittel gegen Energie tauschen?« Colin hielt den Akku hoch.

Die Frau sprühte weiter vor sich hin.

»Entschuldigung?«, sagte Colin etwas lauter. Sie blickte nicht einmal auf.

Zwei Bowling-Spieler legten ihre Spielzettel auf den Tresen. Die Grauhaarige ging sofort zu ihnen hinüber und tippte etwas in die Kasse ein.

»Entschuldigen Sie«, sagten wir wie aus einem Munde, als sie dann direkt an uns vorbeiging und ihren Kampf mit den stinkenden Schuhen wieder aufnahm. Colin und ich schauten uns an.

»Hallo?!«, rief ich. Keine Reaktion. Ich schaute mich nach Zeugen um. Vier Leute, offensichtlich zwei Pärchen, wandten den Blick ab, als ich zu ihnen hinübersah. Eine der Frauen machte eine Bemerkung, und die anderen lachten.

»Deutlicher geht's doch nicht!«, rief jemand von einer der weiter entfernten Bahnen.

Mein Herz wummerte. »Hören Sie, wir haben acht weitere Menschen zu versorgen. Die verhungern und

verdursten fast. Wir wollen ja keine Almosen, bloß einen fairen Tausch.«

Ungerührt besprühte die Alte das nächste Paar Schuhe.  
»Komm, Jasper, wir gehen«, sagte Colin.

Als wir uns von ihr abwandten, bimmelte mein Handy. Ich hielt inne und drehte mich noch einmal zu ihr um.

»Fick dich doch ins Knie, du hässliches altes Stück Scheiße«, knurrte ich. Mit einem hämischen, selbstgerechten Grinsen schüttelte die Frau den Kopf, sah mich aber nicht an.

Der Weg über den mit Kaugummiflecken gesprenkelten Teppichboden bis zur Tür war lang. Plötzlich war ich so verlegen, dass ich kaum noch laufen konnte – ein Bein schien länger als das andere zu sein, und meine Hände waren mir zu groß.

»Verdammte Zigeuner!«, rief jemand, als die Tür hinter uns zufiel.

Draußen kam ein Typ auf einem Mountainbike angefahren. Er bremste mit einem Fuß, brachte das Fahrrad schlitternd vor uns zum Stehen, wuchtete seine Bowlingtasche von der Schulter und ignorierte uns dabei völlig.

Mein Handy bimmelte wieder.

»Nur zu«, sagte Colin, »mir macht das nichts aus.«

*Was tust du grad?*, stand auf dem Display.

Ich rief Sophia an und erzählte ihr, was passiert war. Sie weinte für mich und erklärte, sie liebe mich sehr und ich solle mir das nicht zu Herzen nehmen, ich sei einfach ein ganz wunderbarer Mensch in einer schwierigen Situation. Sofort fühlte ich mich etwas besser. Sophia schaffte es immer, dass man sich besser fühlte.

Als ich sie zum ersten Mal sah, in Savannah unten am Fluss, verteilte sie Weihnachtsgeschenke an Kinder von illegalen Einwanderern. Ich koordinierte eine Tuberkulose-Impfung für die Kinder, aber ich wurde dafür bezahlt.

Wenn etwas Schlimmes passierte, war immer mein erster Gedanke, Sophia anzurufen. Ich weiß nicht warum – neben ihrem Job und ihrem Mann hatte sie ja eigentlich nicht die Zeit, auch noch mich zu trösten.

Wie blickt man in die Zukunft, wenn man sie mit einem Partner verbringen will, den man nicht liebt? Das war mir ein Rätsel. Und ich war höllisch frustriert, weil Sophia ihren Mann nicht verlassen wollte – er war ja so ein netter Kerl und würde es einfach nicht verkraften. Dabei liebte sie nicht ihn, sondern mich. Mit ganzem Herzen und ganzer Seele wurden wir zueinander hingezogen.

Genau diese Gedanken waren mir schon tausendmal durch den Kopf gegangen, Tag für Tag, wie in einer Endlosschleife, und allmählich schürften sie eine Rille in mein Hirn. Scheiße.

Nachdem Colin und ich eine Anhöhe hinaufgestiegen waren, sahen wir die übrigen Mitglieder unserer Sippe. Sie ruhten sich auf dem grasbewachsenen Mittelstreifen des Highways im Schatten einiger Bäume aus. Gott sei Dank hatte der gute Jim unsere sechs kleinen Windmühlen aufgestellt. Er ging schon auf die sechzig zu, war also doppelt so alt wie die meisten von uns, arbeitete aber ununterbrochen. Er hatte die Windmühlen so nah wie möglich an der Fahrbahn platziert, damit sie den Fahrtwind der vorbeirauschenden Autos auffingen. Wenn ein Fahrzeug vorbeikam, drehten sie sich ganz

ordentlich. Außerdem hatte die Sippe ein paar unserer kleineren Solardecken an sonnigen Stellen im Gras ausgebreitet und unsere Zelte aufgebaut.

Jeannie begrüßte Colin mit einer Umarmung. »Na, wie war's?«, erkundigte sie sich.

Cortez fragte mich, ob ich mit Ange und ihm im Minute Mart Lebensmittel einkaufen wolle, doch ich lehnte ab. Ich redete mich damit heraus, dass wir nur zwei Fahrräder besaßen und sie daher ohne mich schneller wären. In Wirklichkeit hatte ich einfach nicht viel für Cortez übrig, während ich verrückt nach Ange war. Cortez war mir irgendwie zu aggressiv, wie ein aufdringlicher Verkäufer; außerdem hatte er diese dicken, wulstigen Lippen, mit denen jeder gleich wie ein Schlägertyp aussieht. Ich konnte nicht verstehen, was Ange an ihm fand, aber vielleicht war ich bloß eifersüchtig, weil er mit dieser verdammt heißen Frau zusammen war.

Ich setzte mich unter einen Baum, lehnte mich gegen den Stamm und tippte eine SMS für Sophia, während die Autos an mir vorbeisausten und die Windmühlen sich drehten.

*Denk an dich*, schrieb ich.

*Lieb dich so. Vermiss dich wahnsinnig. Fahre jetzt heim schlafen*, antwortete sie.

Warum hatte ich bloß ständig das Bedürfnis, einen Drucker aufzutreiben und ihre Nachrichten auszudrucken? Wünschte ich mir eine greifbare Bestätigung, etwas, das ich herumzeigen konnte, als Beweis dafür, dass diese schöne Frau mich wirklich liebte? Hatte ich denn so wenig Selbstbewusstsein? Doch, zum Teil war das sicher so, besonders seit ich ein Penner war.

Schon kam die nächste Nachricht von ihr:

*Kann ich dich sehen?*

Ich konnte kaum schnell genug tippen. *Ja! Route 301 N, Mittelstreifen, westlich von Metter.*

*Bin in 40 Min. da. :) Kann's kaum erwarten!!!!*

Mit einem dümmlichen Grinsen sprang ich auf die Füße.

Ein Laster verringerte sein Tempo. Aus dem Beifahrerfenster flog ein Plastikbecher und traf mich am Hals. Limonade spritzte mir über Gesicht und Brust.

»Schwuchtel!«, kreischte eine Frau aus dem Fenster, während der Laster wieder beschleunigte. Sie musste etwa sechzig sein.

»Fette, hässliche Zicke!«, schrie ich zurück, obwohl sie gar nicht fett war und mich schon nicht mehr hören konnte.

Jim reichte mir ein schmutziges Handtuch. »Mach dir nichts draus«, sagte er mit seiner ruhigen Zen-Stimme. Ich suchte die sauberste Stelle des Handtuchs und trocknete mir damit die Brust ab.

»Was ist denn bloß los?«, fragte ich. »Wir sind doch keine illegalen Einwanderer. Haben sie es jetzt auf alle abgesehen, die kein Dach über dem Kopf haben?«

Jim konnte nur mit den Achseln zucken und zu seinen Windmühlen zurückkehren. Genauer gesagt, zu unseren Windmühlen. Alles war gemeinschaftlicher Besitz, alles wurde geteilt. Kapitalismus war ein Luxus, den wir uns nicht mehr leisten konnten. Erstaunlich, wie schnell sich solche tief verwurzelten Wertvorstellungen auflösen, wenn alle Schränke leer sind.

Dreißig Minuten später tauchte in der Ferne Sophias silberner Honda auf. Die Wartezeit, bis sie endlich bei mir war, ging fast über meine Kräfte. Ich trat an den

Fahrbahnrand und beobachtete, wie ihr Gesicht immer deutlicher wurde, das breite Lächeln auf ihren schönen braunen Lippen. Noch bevor sie richtig angehalten hatte, sprang ich in den Wagen und genoss schon die Kühle, als ich meiner Sippe zum Abschied winkte.

Sophia beugte sich zu mir herüber und drückte mir einen feuchten Kuss neben das Ohr. Gleichzeitig bemühte sie sich, auf die Straße zu achten. »Hallo.«

»Hallo.« Ich nahm ihre freie Hand und erfreute mich am Farbkontrast unserer verschränkten Finger, ihrer braunen und meiner weißen. »Wie war die Arbeit?«

»Absolut ätzend.« Das sagte Sophia immer. Aber sie wusste auch, dass sie sich verdammt glücklich schätzen konnte, überhaupt Arbeit zu haben. Für Buchhalterinnen gab es meistens noch Jobs, obwohl die Arbeitslosenquote bei über vierzig Prozent lag – die Millionen von Flüchtlingen gar nicht berücksichtigt, von denen täglich neue an den Stränden landeten und über die Grenzzäune sprangen. Für Diplomsoziologen dagegen gab es praktisch keine freien Stellen. Ich hätte auf meine Eltern hören sollen. Allerdings hatten sie, wenn ich mich richtig erinnere, gemeint, bei der Wahl meines Hauptfaches solle ich meinem Herzen folgen. Inzwischen gab es achtzig Millionen Künstler, Dokumentarfilmer, Profikartenspieler, Floristinnen und Soziologiekollegen und -kolleginnen, die es bitter bereuten, ihrem Herzen gefolgt zu sein.

Sophia bog in den Parkplatz vom Wal-Mart ein und parkte in der hintersten Ecke. Wegen der Klimaanlage ließ sie den Motor laufen.

»Ich habe euch was mitgebracht«, sagte sie. Ich liebte ihren schönen karibischen Akzent. Sie drehte sich um,

zog eine Plastiktragetasche vom Rücksitz und legte sie mir wie nebenbei auf den Schoß. Sie bemühte sich immer sehr, diese Geschenke ganz unbedeutend erscheinen zu lassen, um das Gleichgewicht in unserer Beziehung nicht zu zerstören. Ich öffnete die Plastiktüte und schaute hinein: Seife, Insektenspray, Vitamine, Aspirin, Proteinriegel und ein Zwanzig-Dollar-Schein. Wenn wir uns trafen, brachte sie jedes Mal etwas für die Sippe mit. Sie war eine Heilige, verdammt noch mal.

Ein kleines glänzendes Päckchen fiel mir ins Auge. Als ich es aus der Tragetasche nahm, musste ich lächeln.

»Baseballkarten?« Früher hatte ich mir jedes Frühjahr welche gekauft – ein Ritual zu Beginn der Baseball-Saison, das ich aus meiner Kindheit beibehalten hatte. Als Sophia und ich uns kennenlernten, damals, als ich noch Arbeit hatte und die Welt noch in Ordnung war, hatte ich einmal in einem Coffeeshop ein Päckchen gekauft und es gleich am Tisch geöffnet. Beim Durchblättern der Karten hatte ich ihr die Spieler vorgestellt. In ihrer Heimat, auf Dominica, war Sophia Cricket-Fan gewesen, daher hatte ich es als unbedingt nötig erachtet, sie in das großartigste Ballspiel des ganzen Universums einzuführen.

Sie lachte. »Lebenswichtig.«

Ich strich mit dem Finger über die Versiegelungsnaht der Folie, hielt sie an meine Nase und schnupperte. Der frische Minzeduft der Baseballkarten rief liebe Erinnerungen wach, und ich schloss die Augen und seufzte. Dann zog ich die Karten aus dem Päckchen. Sie fühlten sich in meinen schmutzigen Händen so sauber und glatt an. »Chris Carroll«, sagte ich, während ich die erste Karte betrachtete. Ich drehte sie um. »Wie war er in der

letzten Saison? Ich habe nicht viele Spiele sehen können.«

Und plötzlich brach ich in Tränen aus. Sophia schlang die Arme um mich und weinte mit mir. »Ich wünschte«, sagte sie und brach dann mitten im Satz ab. Ich wusste, was sie sich wünschte. So blieben wir sitzen, aneinandergeduckelt, die nassen Gesichter am Hals des anderen vergraben.

»Ich habe nur bis um zwei Zeit, dann muss ich ... nach Hause«, erklärte sie nach einer Weile. Das bedeutete, dass dann Jean Paul nach Hause kam, und obwohl sie ihren Mann nur indirekt erwähnte, versetzte mir die vertraute Mischung aus Eifersucht, Gekränktheit und Verzweiflung einen Stich in den Magen.

Sophia belog ihren Mann nicht. Er wusste um uns. Tief verletzt und im Stillen zornig, duldet er unsere Beziehung, denn er wollte nicht, dass Sophia ihn verließ. Mit anderen Worten: Sophia hatte in dieser Ehe alle Macht, ob ihr das nun recht war oder nicht.

Meiner Ansicht nach gibt es vier Typen von Beziehungen. Einmal kann man selbst wahnsinnig verliebt sein, während die Frau eher lauwarmer Gefühle hegt. In diesem Fall besitzt sie die Macht, und man strampelt sich ab, um ihre Liebe zu gewinnen, man möchte geistreich und faszinierend erscheinen und bemüht sich dauernd um ihre Zustimmung. Im Laufe der Zeit wird man dabei immer jämmerlicher. In dieser Lage befand sich Jean Paul.

Dann gibt es Beziehungen, wo die Partnerin unsterblich verliebt ist, während man selbst nur eine warme, diffuse Zuneigung aufbringen kann. Dann schleppt man Schuldgefühle mit sich herum, kommt sich vor wie

ein Lügner. Man bemüht sich ständig, Gefühle zu haben, die man einfach nicht hat, und gerät schließlich in eine existenzielle Krise, denn irgendwann ist man überzeugt, nicht nur diesen einen Menschen nicht lieben zu können, sondern überhaupt nicht liebesfähig zu sein. In dieser Situation befand Sophia sich mit Jean Paul, und daher hatte sie in ihrem Herzen Platz für mich.

Die dritte Möglichkeit ist, dass keiner der beiden Partner richtig verliebt ist. Das führt zu einem schönen Gleichgewicht, man ist sich einig, keiner braucht zu kämpfen, und keiner fühlt sich als Verlierer oder hat ein schlechtes Gewissen. Allerdings ist man immer etwas bedrückt. Wenn man anderen Menschen in die Augen schaut und dort die eigene Stumpfheit gespiegelt sieht, kommt man kaum umhin, sich zu fragen, warum man sich so eine Beziehung ausgesucht hat. Es ist, als hinge man am Valium-Tropf. Diese Beziehungen waren immer meine Spezialität gewesen, und ich verstehe eigentlich gar nicht, warum.

Dann gibt es noch einen vierten Typ. Man ist wahn-sinnig in eine Frau verliebt, die genauso wahn-sinnig in einen selbst verliebt ist. Das ist ein perfektes Gleichgewicht, die Harmonie aller Energien. Diesen Beziehungstyp wünschen wir uns alle – er bringt uns ins Hier und Jetzt und hält uns auch dort. Wir möchten nirgendwo anders sein. Das Grundrauschen des Lebens verstummt. Bevor ich Sophia kennenlernte, hatte ich so eine Beziehung noch nie erlebt, und allmählich kam mir schon der Verdacht, dass so was ins Reich der Sagen und Legenden gehörte und ich wahrscheinlich eher einem Yeti begegnen würde als einer Frau, die mich genauso liebte wie ich sie.

»Wir müssen los«, sagte Sophia. Sie griff wieder hinter sich auf den Rücksitz und übergab mir eine weitere Plastiktüte. »Heb dir das gut auf, bis du es brauchst.«

Es war ein weißes Oberhemd mit einem limonengrünen Schlips, in Plastikfolie gehüllt und mit Stecknadeln auf Pappe geheftet. »Wenn du mal ein Vorstellungsgespräch hast.«

Ich klebte noch von der Limo, die ich vor einer Stunde ins Gesicht bekommen hatte, und am liebsten hätte ich über diese absurde Idee gelacht, aber ich wollte nicht undankbar erscheinen.

»Und nimm dich vor der Immigrationspolizei in Acht«, sagte Sophia, als sie sich auf dem Highway einfädelt. »Obdachlose Amerikaner werden jetzt zusammen mit illegalen Einwanderern in Dritte-Welt-Länder deportiert.«

»Das ist nicht dein Ernst«, sagte ich.

»Angeblich eine Vergeltungsmaßnahme, weil die armen Länder ihre Bürger ermutigen, hierherzukommen. Und die Rechten unterstützen diese Aktion natürlich.«

»Typisch«, sagte ich.

»Außerdem müsst ihr Rincon umgehen – da lynchen sie Leute, besonders Fremde.«

»Mist. Wir hatten da einen Tauschpartner.« Unsere Liste mit zuverlässigen Kontaktadressen schrumpfte immer weiter. Entweder wurde es in der Umgebung für uns zu gefährlich, oder sie gaben dieses Geschäft ganz auf.

»Oh je.« Sophia bremste, als wir uns meiner Sippe näherten. Neben unserem Lager stand mit blinkendem Rotlicht ein Streifenwagen. Ich überredete Sophia,

gleich umzukehren, gab ihr einen Kuss auf die Wange und bedankte mich für ihre Geschenke. Die letzten Meter legte ich zu Fuß zurück. Die ganze Sippe hatte sich vor einem rothaarigen Polizisten mittleren Alters versammelt.

»Was wir hier tun, ist nicht verboten«, sagte Cortez gerade. »Die Energie von vorbeifahrenden Wagen verpufft doch sonst nur. Wir belästigen niemanden. Wir versuchen bloß, auf ehrliche Weise unseren Lebensunterhalt zu verdienen! Seit wann ist das verboten?«

»Aber Landstreicherei ist hier in Metter verboten«, erklärte der Polizist. »Ihr müsst weg.«

»Aber wohin denn?«, fragte Cortez. »Wir haben keine Wohnungen.«

»Das ist nicht mein Problem. Ihr müsst das Stadtgebiet verlassen.« Er zeigte nach Westen, den Highway entlang. »Sechs Meilen in die Richtung. Da könnt ihr eure Zelte wieder aufbauen.« Bevor noch mehr Protest kommen konnte, machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte zu seinem Streifenwagen zurück.

»Metter ist gesperrt für euch, Herrschaften«, bemerkte er noch, bevor er die Wagentür schloss. »Zigeuner verbreiten Krankheiten.«

Wir packten zusammen und machten uns auf den Weg. Jim und Carrie waren mit den Fahrrädern an der Reihe, wir anderen gingen zu Fuß. Zum Glück waren Wolken aufgezogen, und es hatte sich etwas abgekühlt.

»Wir brauchen einen Plan«, sagte Cortez und hob seine freie Hand. »Dieses ziellose Herumwandern bringt nichts. Wir brauchen ein besseres Geschäftsmodell.«

*Was für einen Plan, und was ist unser verdammtes Geschäftsmodell?*, hätte ich gerne gebrüllt, aber ich hielt den

Mund. Cortez redete andauernd über Perspektiven und Pläne, doch wir schlepten unsere gesamte Habe nach wie vor Tag für Tag an einen anderen Ort, immer auf der Suche nach Möglichkeiten, ein bisschen Energie zu gewinnen und sie gegen lebensnotwendige Dinge einzutauschen.

Ich holte Colin und Jeannie ein, und gemeinsam schlepten wir uns durchs Unkraut. Die sechs Meilen würden lang werden.

Ein schrottreifer Saturn bremste ab, das Fenster wurde heruntergelassen. »Hey, Süße, zeig mal deine Titten!«, rief ein hagerer Schwarzer mit schlechten Zähnen.

Ohne sich umzudrehen, zeigte Ange ihm den Stindefinger.

»Hey«, schrie Jeannie, als der Wagen weiterknatterte, »woher weißt du denn, dass er *deine* Titten sehen wollte? Vielleicht hat er ja mich gemeint!«

Ange fuhr zu Jeannie herum, zog ihr T-Shirt hoch und ließ ihre Brüste wackeln. Ich hatte sie noch nie gesehen – sie waren eher klein, aber ganz schön umwerfend, so wie die ganze Frau. Als sie das Shirt fallen ließ und sich wieder umdrehte, war ich enttäuscht.

»Kann gut sein, dass er dich gemeint hat«, sagte ich zu Jeannie. »Du hast prachtvolle Titten.«

»Halt den Mund«, knurrte Colin, während Jeannie lachte.

»Nein, bestimmt«, beharrte ich, »sie sind schön. Groß, fest, italienische Kokosnüsse.«

Jeannie lachte noch lauter.

»Ernsthaft, Jasper, hör auf, dich über den Busen meiner Frau auszulassen«, sagte Colin. Doch, Jeannie hatte wirklich tolle Titten, aber sie war keine Frau, die ihre

Bluse hochzog und damit angab. Was eigentlich schade war. Immer noch lachend drückte sie Colin einen Kuss auf die Wange. Dann lief sie nach vorn zu Ange und gab ihr einen spielerischen Schubs.

»Weißt du, was dem Kerl im Auto und auch allen anderen fehlt?«, wandte ich mich an Colin.

»Was denn?«

»Die wixsen nicht genug. Ihre gesamte Würde opfern sie für die winzig kleine Chance, dass irgendeine Frau auf ihren Scheiß reagiert und sie tatsächlich ranlässt. Dann gäbe ihr Reptilienhirn mal Ruhe, das ansonsten dauernd dafür sorgt, dass sie Frauen dumm anmachen. Dabei könnten sie es ganz leicht selber ruhigstellen, sie müssten sich bloß einen runterholen.«

»Aha. Sehr tiefschürfend«, sagte Colin. »Vielen Dank auch, macht echt Spaß, über die Onaniergewohnheiten anderer Männer zu reden.«

Es begann zu tröpfeln, und alle brachen in Hektik aus. Einige schnappten sich die Planen und breiteten sie so über die Pflanzen am Boden, dass das Regenwasser Kanäle bilden und sich an einem Punkt sammeln konnte. Andere griffen sich unsere Milchkrüge aus Plastik und fingen Wasser damit auf.

»Wir sind eine gut geölte Maschine, weißt du das?«, sagte Cortez. Er hob das Gesicht, um Tropfen aufzufangen.

Der Regen wurde stärker, und die Sippe jubelte.

Keine zehn Minuten später spiegelte sich das Rotlicht des Streifenwagens von diesem Bullenarsch in den Pfützen auf der Fahrbahn.

»Was habe ich euch gesagt?«, brüllte er, kaum dass er den Kopf aus dem Wagen gestreckt hatte. »Packt den

ganzen Mist zusammen und verschwindet, das sage ich jetzt zum letzten Mal!«

»Bitte, wir brauchen dieses Wasser dringend«, sagte Jeannie. »Wir halten uns hier nicht lange auf; sobald wir fertig sind, brechen wir auf.« Wir anderen arbeiteten weiter.

Der Bulle klickte sein Holster auf und zog die Pistole heraus. Er hielt sie so an der Seite, dass sie ein wenig in unsere Richtung zeigte. »Das war mein letztes Wort!«

Wir rollten die Planen zusammen. Der Polizist beobachtete uns dabei wie ein Vater, der sicherstellen will, dass die Kinder ihr Zimmer aufräumen. Ange wollte ihn noch mal ansprechen, aber vier oder fünf von uns warfen ihr warnende Blicke zu. Also schwieg sie, und wir machten uns wieder auf den Weg. Der Bullenarsch fuhr davon.

Wir beeilten uns, denn wir wollten aus der Stadt raus sein, bevor der Regen aufhörte. Aber man kommt nicht schnell vorwärts, wenn man mit zwanzig Kilo Krempel bepackt und fast am Verdursten ist.

»Hey!«, rief Cortez und deutete auf Eisenbahngleise, die rechts von uns im Wald verschwanden. »Lasst uns doch die Schienen entlanggehen. Dann können wir noch ein oder zwei Meilen wandern und dann unser Lager aufschlagen. Das kriegen die Bullen gar nicht mit.«

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden, also wanderten wir auf dem Gleiskörper weiter. Die Mountainbikes holperten über den Schotter, doch für uns andere war das Vorwärtskommen hier leichter als durch das nasse Unkraut.

Allmählich klangen die Geräusche vom Highway her ab, und es war nur noch das Prasseln des Regens zu hö-

ren. Kiefern wuchsen bis dicht an den Bahndamm heran und bestreuten die Gleise mit langen goldenen Nadeln.

Mein Handy bimmelte. *So wunderbar dich zu sehen. Geht's dir gut?* Nach unseren Begegnungen neigten wir beide zu schweren Depressionen.

*Ja. Polizei hat uns verscheucht, sind wieder unterwegs.*

*Komm nach Westen. Zu mir. :)*

»Was ist das denn?« Carrie deutete nach vorn. Jemand bewegte sich auf demselben Gleis in unsere Richtung, dabei schwenkte er ein Laken oder etwas Ähnliches. Als die Gestalt deutlicher wurde, begannen die Schienen zu summen.

»Ist ja nicht zu fassen«, sagte Ange.

Auf den Schienen kam uns ein Windsurfer entgegen. Er schwenkte das Segel hin und her, um die wirbelnden Windböen einzufangen. Mal hob sich das Gefährt mit einer Seite von den Schienen, mal mit der anderen, und während es sich näherte, wurde das Klackern der gut geölten Räder immer lauter.

Wir wichen nach beiden Seiten aus, um ihn durchzulassen. Er winkte und zeigte in die Richtung, aus der er gekommen war. »Ungefähr eine Meile«, rief er, bevor ein heftiger Windstoß ihn schnell weiterschob.

»Eine Meile bis wohin?«, fragte ich.

Erst mal machten wir halt, um so viel Wasser aufzufangen, wie wir nur konnten. Es regnete noch zwanzig Minuten, dann gingen wir weiter. Unsere Milchkrüge hatten sich eine Handbreit hoch mit Wasser gefüllt.

Eine Meile weiter kampierte auf einer Schneise, die für eine Stromleitung abgeholzt worden war, eine fremde Sippe. Neben den Gleisen standen vier weitere Schie-

nen-Segelwagen aufgereiht. Die meisten Angehörigen der Sippe lagerten im Schatten, aber ein Paar stand hinter einem Klapptisch, der neben einem der großen Hochspannungsmasten aufgebaut worden war.

Zwei Frauen sprangen auf, um uns lächelnd und winkend zu begrüßen. Eine der beiden sah aus wie Mitte vierzig, war aber vielleicht jünger. Blasse Haut ist zwar schön, solange man jung ist, aber sie bleibt nicht so, schon gar nicht, wenn man in einem Zelt wohnt und sich normalerweise den ganzen Tag ohne Sonnenschutz im Freien aufhält.

Die andere Frau war etwa fünfundzwanzig, groß und gertenschlank, nein, sogar richtig mager. Sie hatte rötliches Haar und keinen nennenswerten Busen, wirkte aber verdammt sexy. Irgendwie sah sie typisch englisch aus. Ich verfolgte, wie sie auf uns zukam: Sie bewegte sich so anmutig, dass ich mich am liebsten hingesetzt und sie den ganzen Tag betrachtet hätte.

»Wollt ihr Gras kaufen?«, fragte die ältere Frau und deutete auf den Klapptisch.

»Nein, wir kommen nur zufällig vorbei«, antwortete Jeannie.

»Wo wollt ihr denn hin?«, fragte die Jüngere.

»Das wissen wir eigentlich noch nicht«, sagte ich. »Wir sind vorhin aus Metter verscheucht worden.« Ich streckte ihr die Hand hin. »Jasper.«

»Ich bin Phoebe. Freut mich, dich kennenzulernen«, sagte sie.

Auch die andere Frau stellte sich vor, aber ihren Namen hatte ich gleich wieder vergessen. Manchmal habe ich ein Gedächtnis wie ein Sieb.

Ein Mann mit rotem Spitzbart und einer Brille mit

Drahtgestell kam zu uns herüber. »Habt ihr etwas von dem neuen Virus gehört? So ein Designer-Virus, im Labor hergestellt. Es soll schon rumgehen.«

»Nein. Ist es gefährlich?«

Die Zungenspitze des Mannes schoss hervor und beleckte einen Mundwinkel. »Das wissen wir nicht. Eine andere Sippe hat uns davon erzählt, aber sie haben es auch nur gehört. Angeblich soll es Muskelkrämpfe verursachen«, sagte er.

»Wahnsinn«, sagte ich. »Habt ihr irgendwas Neues aus dem Westen gehört?« Unsere letzte Information war, dass ein Heer mexikanischer Banditen im Süden von Texas eingefallen war.

»Wir haben gehört, dass US-Truppen da runtergeschickt wurden, aber wie es ausging, wissen wir nicht«, mischte Phoebe sich ein.

Wir unterhielten uns eine Weile, und schließlich standen fast alle Mitglieder der beiden Sippen in Grüppchen zusammen und tauschten Nachrichten und Informationen aus. Es war wirklich erstaunlich, wie gut Sippen sich untereinander vertrugen. Sie luden uns ein, unser Lager bei ihnen aufzuschlagen und eine Weile zu bleiben.

»Sieht aus, als wäre sie dein Typ«, sagte Colin, als wir die Zelte von den Fahrrädern abschnallten. »Ein bisschen wie eine Elfe. Würde mich nicht wundern, wenn sie spitze Ohren hätte.«

»Ich geb ja zu, dass sie mir sofort aufgefallen ist. Hab richtig Herzklopfen gekriegt.« Ein Bild von Sophia mit ihrem breiten Lächeln schoss mir durch den Kopf.

»Sprich sie doch an. Verabrede dich mit ihr zu irgendwas.«

»Vielleicht mache ich das.«

Aber zu was verabredet man sich mit einer Frau, wenn man kein Auto hat, kein Dach über dem Kopf und auch kein Geld fürs Kino, selbst wenn man irgendwie dort hinkäme? Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Aber vielleicht gab es auch gar keine Verhaltensregeln, vielleicht schufen wir uns erst langsam neue.

Cortez schlug vor, die andere Sippe zu fragen, ob sie irgendeinen Energiespeicher besaßen und ob sie auch andere Dinge als Drogen tauschten. Ich bot mich als Kundschafter an. Ange meinte, ihnen ein bisschen Gras abzuhandeln würde unsere Stimmung heben; vor acht Jahren, mit fünfzehn, hatte sie wegen Koks ein Jahr in einer Entziehungsanstalt verbracht. Aber die Mehrheit war dagegen.

Die Sippe konnte keine Energie speichern, das war also Fehlanzeige, aber ich nutzte die Chance und ging zu Phoebe hinüber, plauderte mit ihr und nahm dann meinen ganzen Mut zusammen.

»Hey«, fragte ich sie, als sei mir gerade eine Idee gekommen, »hast du Lust, nachher mal in die Stadt zu gehen? Vielleicht einen Schokoriegel kaufen und ein bisschen durch die City bummeln?« Ich kam mir immer blöd vor, wenn ich mich mit einer Frau verabredete, so als würde ich versuchen, sie irgendwie zu überlisten. Natürlich hatte ich auch ganz bestimmte Absichten, gar keine Frage.

»Okay«, antwortete sie schlicht.

»Super.« Ich versuchte ihr zu zeigen, dass ich mich freute, gleichzeitig aber zu verbergen, wie überrascht ich war. »Dann komm ich einfach etwas später wieder?« Ein Satz wie »Dann hol ich dich so um sieben ab?« wäre

eindeutiger gewesen, aber wir hatten beide keine Uhr, und ich besaß auch kein Fahrzeug, mit dem ich sie hätte abholen können.

Ohne Wasser, nur mit einem Klecks von unserer Sippenzahnpasta putzte ich mir die Zähne, dann unterhielt ich mich noch eine Weile mit den anderen. Dabei hatte ich die ganze Zeit ein schlechtes Gewissen Sophia gegenüber. Auch die Regeln für diese Beziehung waren mir nicht klar. Durfte ich mich mit anderen Frauen treffen? Immerhin war sie verheiratet, und wir schliefen nicht miteinander. Aber noch entscheidender war wohl die Frage: Wollte ich mich mit anderen Frauen treffen? Im Moment ja. Ich wollte zur Abwechslung mal etwas Normales tun. Also schlenderte ich wieder zurück, um Phoebe abzuholen.

Sie hatte Lippenstift und Eyeliner aufgelegt und sich reichlich mit Parfum besprüht. Dafür war ich ihr dankbar: Sie hatte sich für unser Date hübsch gemacht.

»Wollen wir los?«, fragte ich.

Sie nickte, und wir brachen auf, kletterten den Bahndamm hinauf und spazierten in Richtung Metter.

Als Erstes gingen wir die üblichen »Wo kommst du her?«- und »Was hast du früher gemacht?«-Fragen durch. Phoebe hatte einen Master in Englischer Literatur – noch eine Unglückselige, die ihrem Herzen gefolgt war. Dann sprachen wir über Musik und Filme. Sie strahlte ein unbefangenes Selbstvertrauen aus, und statt mir zu signalisieren, dass ich nicht ihre Kragenweite war, vermittelte sie mir ebenfalls Selbstvertrauen. Ich mochte sie gern und freute mich, dass ich für eine andere Frau als Sophia etwas empfinden konnte.

Doch das veranlasste mich, über Sophia nachzuden-

ken. Noch lieber hätte ich mit ihr gelacht, und unterwegs schweiften meine Gedanken immer wieder zu ihr ab und kehrten nur ungern wieder zu Phoebe zurück.

Im Tankstellen-Shop teilten wir uns einen Burrito aus der Mikrowelle, und zum Nachtsch gönnten wir uns jeweils einen Schokoriegel. Als Phoebe in ihre Handtasche griff, um Geld herauszuholen, bot ich ihr an zu bezahlen, aber sie meinte, sie würde die Rechnung gern teilen.

Draußen setzten wir uns zwischen Zigarettenkippen auf den Randstein des Parkplatzes, direkt beim Druckluftschlauch für die Reifen, aber möglichst weit weg vom Gestank der Zapfsäulen.

Ein magerer kleiner Chihuahua kam hinter einem grünen Müllcontainer hervor und verbellte mich. Bei jedem Bellen hopste er ein Stückchen zurück, wie von einem Rückstoß. Er war halb verhungert und schien empört zu sein, dass niemand ihn fütterte. Als ich ein Stück von meinem Schokoriegel abbrach und ihm hinwarf, verschlang er es sofort. Dann fing er gleich wieder an zu bellen, stürzte vorwärts und zwickte mir in die Füße. Phoebe fand das urkomisch, vor allem weil der Hund sie vollkommen in Ruhe ließ und nur mich belästigte.

Als wir aufgegessen hatten, lief ich noch mal kurz in die Tankstelle, um auf die Toilette zu gehen. Auf dem Rückweg fiel mir ein, dass es nett wäre, etwas für Phoebe zu kaufen – irgendein kleines Geschenk. Es musste wirklich billig sein, aber ich wollte ihr weder ein Spielzeug noch Kaugummi schenken. Es sollte etwas Besonderes sein.

Mein Blick fiel auf einen Ständer mit Postkarten. Ich drehte ihn und verwarf dabei Luftaufnahmen von Metter

und sprechende Schweine. Auf einer Karte waren Hula-Tänzerinnen zu sehen – eindeutig ein Foto aus Hawaii. Aber darunter stand: »In Metter ist es netter.« Perfekt.

»Ich habe ein Geschenk für dich«, sagte ich, als wir uns auf den Rückweg machten.

Phoebe nahm die Karte, studierte sie und lachte. »Das ist ja die berühmte Hula-Tanztruppe aus Metter! Danke.«

Der Himmel war dunkelblau. Wir kamen an einem auffälligen Kino vorbei, das mit neun Vorführsälen protzte, dabei waren höchstens noch zwei oder drei in Betrieb. Trotzdem wünschte ich, wir hätten es uns leisten können, einen Film zu sehen. Zum letzten Mal war ich mit Sophia im Kino gewesen, das musste sechs Monate her sein. Wir hatten uns im Dunkeln geküsst, aber dann hatte sie geflüstert: »Das darf ich eigentlich nicht.« Sie hatte mir die Hand gedrückt, und wir hatten uns auf den Film konzentriert.

Wie der Bildschirmschoner meines Hirns erschien Sophias lächelndes Gesicht wieder vor meinem inneren Auge. Jetzt fühlte ich mich schuldig – als würde ich Phoebe etwas vormachen, weil in meinem Herzen kein Platz mehr für sie war, sie das aber nicht wusste. Falls sie mich mochte, gab sie sich wahrscheinlich Mühe, einen guten Eindruck zu machen, weil sie hoffte, wir beide könnten eine gemeinsame Zukunft haben. Aber das war nicht der Fall.

Wie aufs Stichwort bimmelte mein Handy. Ich hatte vergessen, das verdammte Ding aus der Tasche zu nehmen oder wenigstens auszuschalten, bevor wir losgingen. Im letzten Jahr war es einfach mit mir verwachsen.

»Ruft dich da jemand an?«, fragte Phoebe.

»SMS«, antwortete ich. »Ich gucke später nach.«  
»Wow, kann deine Sippe sich ein Handy leisten?«  
»Für Notfälle und so«, murmelte ich.

Phoebe griff nach meiner Hand; unsere Finger verschränkten sich wie von selbst. Wir erreichten den Bahndamm und wanderten in die Finsternis hinein, begleitet von den nächtlichen Geräuschen der Insekten.

Wenn man gelogen hat, ist das, als hätte man etwas zwischen den Zähnen. Ich versuchte, es einfach zu vergessen und unser Zusammensein zu genießen, aber auf einmal erschien mir der ganze Abend wie eine Lüge.

»Diese SMS, weißt du? Ich war da nicht ehrlich.«

»Hab ich mir irgendwie schon gedacht. Normalerweise zuckt man nicht zusammen, wenn das Handy klingelt.«

»Die Wahrheit ist nämlich ...« Tja, was? Dass ich mich mit einer anderen Frau traf? Dass ich eine Affäre mit ihr hatte? »Ich bin ... emotional gebunden.«

Ich erzählte Phoebe von Sophia. Sie nahm es ganz gelassen auf, sehr verständnisvoll. Wir sprachen darüber, als wären wir befreundet, und nachdem sie einige kluge Bemerkungen und Vorschläge gemacht hatte, erzählte sie mir, dass sie sich gerade von einer schmerzhaften Trennung erholte. Ihr Freund hatte sie vor ein paar Monaten verlassen. Weil er Schwarzer war, hatten ihre Eltern sie verstoßen und aus dem Haus gejagt. Phoebe hatte mit ihm die Stadt verlassen und sich einer Sippe angeschlossen, die einige seiner alten Freunde von der Highschool gegründet hatten. Und jetzt war er verschwunden, und außer der Sippe hatte sie niemanden mehr.

»Ironischerweise rauche ich nicht mal Gras«, erklärte

sie. »Und ich trinke auch kaum. Nicht, dass ich andere deswegen verurteilen würde, aber ich war immer ziemlich brav, und jetzt bin ich in einer Sippe gelandet, die vom Drogenverkauf lebt.«

»Und ich hatte dich schon für ein zügelloses Hippie-mädchen gehalten, so eine, die sich zudröhnt und sich von niemandem etwas sagen lässt.«

»Dabei bin ich eher so eine, die bei einer Tasse Tee ein gutes Buch liest.« Mir gefiel die Art, wie Phoebe »Tasse Tee« sagte. Ihr Tonfall klang britisch.

In entspanntem Schweigen gingen wir weiter. Bald konnten wir von den beiden Lagern her Musik hören. Es hörte sich nach Heavy Metal an.

Phoebe verlangsamte ihre Schritte und fasste mich am Ärmel. Wir blieben stehen. »Wir sollten uns hier Gute Nacht sagen, sonst haben wir gleich Publikum.«

Ich nahm sie in die Arme und wir küssten uns – ein schöner, sanfter Kuss. Phoebe küsste gut. Sie roch aus dem Mund, aber ich bestimmt auch, und wahrscheinlich noch schlimmer als sie. Wir gewöhnten uns allmählich an stinkende Körper und Mundgeruch.

»Das hat Spaß gemacht«, sagte sie. »Danke, dass du mich mitgenommen hast.«

»Kann ich dich irgendwie erreichen? Vielleicht können wir noch mal was zusammen unternehmen?«

»Warte mal.« Sie hockte sich auf den Bahndamm und kramte in ihrer Tasche. Dann zog sie einen Stift und einen Zettel heraus und notierte eine Telefonnummer und den Namen Crystal. »Das ist die Nummer einer Freundin. Es dauert vielleicht ein paar Tage, aber ich melde mich immer mal wieder bei ihr. Und dann hinterlasse ich dir dort eine Nachricht.«

Wir hielten uns noch ein wenig an den Händen, lösten die Finger aber, als wir zwischen den beiden Sippen ankamen, und gingen in unser jeweiliges Lager zurück.

»Na, wie war's?«, fragte Colin, kaum dass ich mich im platt getretenen Gras niedergelassen hatte.

»Sie ist wirklich eine supernette Frau«, antwortete ich. Ich beobachtete Phoebe, die mit ein paar Leuten aus ihrer Sippe zusammenstand und wahrscheinlich auch gerade von unserem Ausflug erzählte. »Mittendrin hat Sophia mir eine SMS geschickt. Ich hatte vergessen, mein Handy auszuschalten.«

»Nicht so gut«, sagte Colin.

Die Musik kam vom anderen Lager, und einige aus der Sippe tanzten. Die Mittvierzigerin, deren Namen ich vergessen hatte, nahm Phoebe am Ellbogen und tanzte mit ihr. Phoebe bewegte sich ein wenig linkisch, schüchtern, vielleicht war sie verlegen, weil ich ihr zuschaute.

»Eigentlich würde sie mich schon interessieren, aber ich will Sophia nicht verlieren.«

»Du hast Sophia doch gar nicht«, sagte Colin. »Sie steigt jeden Abend mit ihrem Ehemann ins Bett. Während du dich mit deiner bewährten rechten Hand ins Zelt legst.«

»Ich bin Linkshänder«, witzelte ich reflexhaft. Das Bild von Sophia, wie sie mit ihrem Mann ins Bett ging, quälte mich. Ich sah, wie sie sich küssten, sah seine Hand auf ihrer bloßen Brust, und obwohl mir bei diesen Bildern war, als würde jemand Zigaretten auf meinen Augen ausdrücken, konnte ich den Film in meinem Kopf nicht abschalten.

»Ich darf mich nicht mehr mit ihr treffen, stimmt's?«

Endlich war es heraus. Ich hatte diese Worte noch nie ausgesprochen, nein, ich hatte mir nicht einmal gestattet, sie zu denken. Aber diese Bilder brachten mich um, es war die reinste Folter.

»Ja, stimmt«, erwiderte Colin. »Wenn sie ihren Mann nicht verlässt, was bleibt dir denn dann? Telefonieren und simsens. Das reicht doch nicht.«

Ich nickte, während meine Augen sich mit Tränen füllten.

»Ich sage ja nicht, dass Sophia ein schlechter Mensch ist«, fuhr Colin fort. »Nein, sie ist offensichtlich ein sehr guter Mensch, und sie tut ihr Bestes. Aber du musst für dich selbst sorgen.« Er stand auf. »Ich sehe dir an, dass du jemanden brauchst, der dich hält und wiegt und dir sagt, dass alles gut wird. Und du willst bestimmt nicht, dass ich dieser Jemand bin, oder?«

Colin ging zu Ange hinüber, hockte sich neben sie und sagte etwas. Ange schaute zu mir herüber und sprang auf. Noch bevor sie bei mir angekommen war, schluchzte ich wie ein Kind.

»Es sind jetzt fast zwei Jahre«, sagte sie leise, als sie mich in den Armen hielt, »aber du willst doch nicht eines Tages feststellen, dass zehn Jahre vergangen sind und du immer noch am Telefon sitzt und wartest. Du bist ein toller Mann, und du hast eine Frau ganz für dich allein verdient, nicht eine, die du teilen musst.«

Aber ich wollte nur Sophia ganz für mich allein haben.

»Wie lange hast du nach der Trennung von Tyler gebraucht, um darüber wegzukommen?«, fragte ich an ihrem Hals, der von meinen Tränen ganz nass war.

»Ich bin nie drüber weggekommen. Der Schmerz hat

zwar nachgelassen, aber selbst jetzt überfallen mich diese Gefühle noch manchmal, und dann kommt es mir vor, als hätten wir uns gerade erst getrennt.«

Ich glaube, jeder hat eine Sophia. Als Ange mir zum ersten Mal von Tyler erzählte, in den sie sich mit sechzehn verliebt hatte, hatte sie gesagt: »Versteh mich nicht falsch, ich liebe Cortez, aber mir steckt Tyler für immer in den Knochen.«

Wenn man sich verliebt, richtig verliebt, dann ist der Einsatz verdammt hoch.

Ich machte einen Spaziergang an den Schienen entlang und rief Sophia an. Sie sagte, sie könne nicht sprechen. Also war ihr Mann zu Hause.

»Kannst du nicht kurz rausgehen? Ich muss mit dir reden.«

Sophia schwieg lange. Ich wusste, dass sie meiner Sprechweise, meiner verstopften Nase anhörte, dass etwas ganz und gar nicht stimmte.

»Ich weiß, was du sagen willst. Aber ich will es nicht hören.«

»Es tut mir leid«, sagte ich. »Es tut mir so leid.«

Ich hörte, wie sie die Haustür schloss. »Bitte nicht«, flüsterte sie. Sie weinte, und ich musste noch heftiger weinen. »Du bist das Einzige in meinem Leben, was mich glücklich macht.«

Wir redeten stundenlang. Ich fragte sie, welchen Sinn unsere Beziehung hatte, wenn sie ihn niemals verlassen würde – seinen Namen konnte ich nicht aussprechen, ich nannte ihn einfach »er«. Sophia erwiderte, das wisse sie nicht, aber sie brauche keinen Sinn, sie müsse nur jeden Tag meine Stimme hören. Ich erklärte ihr, dass wir uns nur quälten.

Zum Schluss meinte sie, sie könne mich zwar verstehen, aber sie wolle trotzdem nicht, dass ich mich von ihr trenne. Ungefähr fünfzig Mal sagten wir uns abwechselnd »Ich liebe dich«. Dann herrschte im Hörer Totenstille.

Nach einer Trennung ist man nicht ganz zurechnungsfähig. Das weiß man auch, man weiß, dass man nicht klar denken und seinem Verstand nicht trauen kann, aber man kann nichts dagegen unternehmen, sondern muss einfach abwarten. Ich habe gelernt, dass man während dieser Phase am besten keine wichtigen Entscheidungen trifft, denn meistens stellt sich später heraus, dass sie falsch waren.

Also folgte ich meiner Sippe und setzte einfach einen Fuß vor den anderen. Ich war untröstlich, und Schuldgefühle quälten mich, weil ich Sophia solchen Kummer bereitete. Dabei wusste ich, dass ich sie bloß anzurufen brauchte, um ihr Leiden zu beenden. Ich brauchte mich nur zu entschuldigen und zu sagen, ich wünschte mir alles wieder so, wie es vorher gewesen war.

Wir bewegten uns auf Vidalia zu. An den Flüssen unterwegs arbeiteten wir mit unseren Wasserkraft-Kollektoren, an den Straßen mit unseren Windmühlen, und wenn wir haltmachten und die Sonne schien, breiteten wir unsere Solardecken aus.

»Nietzsche hat mal gesagt: ›Was mich nicht umbringt, macht mich stärker‹«, bemerkte Jim, während wir uns durch den Müll am Straßenrand vorwärtskämpften.

»Ja, genau«, sagte ich. »Und wie ist das mit radioaktiver Strahlung?«

Aus dem kleinen Radio, das Cortez trug, ertönte Bob Marleys Stimme. Ich ging zu Cortez hinüber und schaltete das Gerät aus, denn mich überkam eine schmerzhaft Traurigkeit. Marley war einer von Sophias Lieblingsängern. Cortez sah mich seltsam an, sagte aber nichts. Sie behandelten mich alle ungeheuer nachsichtig.

Schon lange, bevor ich Sophia kennenlernte, hatte ich Bob Marley geliebt. In der Highschool-Zeit hatten wir ihn gehört, wenn wir Poker spielten. Meine Eltern fielen mir ein, die immer unsere lauten Pokerabende im Keller hatten ertragen müssen. Sie waren bei den Wasserunruhen in Arizona ums Leben gekommen. Ich schaltete das Radio wieder ein. Nein, ich wollte Bob Marley nicht Sophia überlassen.

In der Ferne krachten Schüsse, eine Polizeisirene heulte. Oder vielleicht war es ein Krankenwagen? Mir wurde klar, dass ich die beiden Sirenen nicht auseinanderhalten konnte. Ich schaute mich nach Colin um, denn wir näherten uns einem Supermarkt, einem Winn Dixie. Also befasste ich mich nicht weiter mit den Feinheiten von unterschiedlichem Sirenengeheul.

Im Winn Dixie war es fast leer. Cortez, Jim und ich gingen hinein – die Wahrscheinlichkeit, dass sie unser Angebot ablehnten, war kleiner, wenn wir nur wenige waren. Nur eine Kasse war besetzt, und die Kassiererin wirkte nervös, als wir die Automatik-Türen aufschoben, sagte aber nichts. Wir begannen mit unserem Einkauf.

»Hey, wie wär's denn damit?« Cortez hielt eine Packung Oreos hoch.

»Wir sollten uns an die Liste halten«, sagte Jim. Er schloss beim Sprechen die Augen – einer seiner typi-

schen Manierismen. »Wir können es uns nicht leisten, leere Kalorien zu kaufen.«

Ärgerlich packte Cortez die Kekse wieder ins Regal. »Wir müssen das Leben doch auch ein bisschen genießen, sonst können wir uns ja gleich aufhängen.«

Vom Kassenbereich her hörten wir ein schrilles Kreischen. Wir rannten den Gang entlang nach vorn, um zu sehen, was da los war.

Die Kassiererin warf gerade Lebensmittel in einen Einkaufswagen. Sie schien wahnsinnige Angst zu haben.

»Stehen bleiben!«, schrie sie eine Frau an, die am Eingang stand. »Nicht reinkommen, bleiben Sie da!« Die Frau sah aus, als hätte sie grässliche Schmerzen – sie stöhnte und rang nach Luft, dabei schwankte sie, und ihre Hände baumelten leblos an ihren Seiten.

»Was hat sie denn?«, wisperte Cortez.

»Hier.« Die Kassiererin schob den Wagen auf die Frau zu. Klappernd rollte er ein Stück geradeaus, beschrieb dann einen Bogen und rammte einen Ständer mit Kuchenmischungen, sodass mehrere Schachteln auf den Boden polterten. »Nehmen Sie die Sachen und verschwinden Sie!«

Mit großer Anstrengung bewegte sich die Frau schlurfend vorwärts, machte einen Schritt auf den Einkaufswagen zu, dann einen zweiten. Es war ein furchtbarer Anblick. Vor Schmerz biss sie die Zähne zusammen, ihre Wangen glänzten feucht. Sie klammerte sich am Wagen fest und stützte sich darauf, während sie ihn ganz langsam zur Tür ruckelte.

Cortez sprintete los, um die Tür für sie aufzuschieben.

»Sind Sie verrückt?«, kreischte die Kassiererin. »Blei-

ben Sie weg von der Frau!« Cortez' Sportschuhe quietschten auf dem Linoleumboden, als er stoppte.

»Was fehlt ihr denn?«, fragte er.

»Raus hier, sonst hole ich die Polizei.«

»Gut, wir gehen ja schon«, sagte ich. »Aber wir brauchen diese Sachen hier.« Es war nicht mal die Hälfte von dem, was auf unserer Einkaufsliste stand. »Wir möchten erst noch bezahlen.«

»Zwanzig Dollar. Legen Sie das Geld hin und verschwinden Sie«, sagte die KassiererIn, ohne auch nur einen Blick in unseren Wagen zu werfen, den Jim an ihr vorbeisob. Cortez zog einen Zwanzig-Dollar-Schein aus der Hosentasche und ließ ihn auf das Warenband fallen. Die junge Frau schaute zur Seite weg, Tränen in den Augen, und biss sich auf die Unterlippe.

Unsere Sippe ruhte sich im Schatten eines Dollar Stores aus.

»Wir müssen hier weg!«, rief Cortez, der vor Jim und mir bei den anderen ankam. »Hier gibt's ein Virus. Eine Frau ist reingekommen, die sah wie ein Zombie aus –«

»Ihr dreckigen Zigeuner! Ihr seid an allem schuld!« Ein langhaariger magerer Mann mit der Flagge der Konföderierten auf seinem T-Shirt bog um die Ecke des Gebäudes. Er kam vom vorderen Parkplatz her und hatte den gleichen furchtbaren, schlenkernden Gang und das gleiche schmerzverzerrte Gesicht wie die Frau im Supermarkt. In der Hand hielt er eine Pistole. Als er sie hob, machte ich mir fast in die Hose. Seine Hand zitterte bedrohlich. Irgendjemand schrie.

»Ich bring euch alle um. Bis auf den letzten verdammten ...«

Die Pistole entglitt seinem gummiweichen Griff und

fiel scheppernd auf den Asphalt. Frustriert schrie er auf und schaute uns dabei so böse an, als wären wir Teufel. Als er sich bückte, um seine Waffe wieder aufzuheben, brach er zusammen. Fluchend, mit blutig aufgeschürfter Nase und Wange, lag er auf dem Boden.

Wir rannten los. Carrie war in Vidalia aufgewachsen und führte uns hinter dem Dollar Store durch ein kleines Wäldchen in eine Siedlung; ein paar Straßen weiter gab es Bahngleise, auf denen wir rasch außer Sichtweite gelangen würden.

»Was war das denn?«, fragte Jeannie.

»Sie sind wie Zombies«, sagte Cortez. »Sie bewegen sich genau wie die Zombies in einem George-Romero-Film.«

»Es ist irgendeine neurologische Krankheit«, erklärte Jim. »Aber eine hoch ansteckende neurologische Krankheit? Sowas habe ich noch nie gehört.«

Durch das geöffnete Fenster eines kleinen gelben Hauses hörten wir Geschrei. Es waren Schmerzensschreie – ein besinnungsloses lautes Heulen.

»Hier entlang.« Carrie kürzte zwischen zwei Häusern hindurch ab. Unkraut zerrte an unseren Hosen, während wir mit unserem Gepäck auf dem Rücken davonrannten; Colin und Jeannie auf den Fahrrädern bildeten das Schlusslicht.

Wir gelangten zu einem kleinen Park, in dem ein Dutzend Menschen arbeiteten. Sie trugen weiße Masken und Handschuhe und legten in Tücher gewickelte Leichen in ein frisch ausgehobenes Loch. So schnell wir konnten rannten wir quer durch den Park an ihnen vorbei.

»Zigeuner!«, rief jemand. Schüsse krachten. Ich hör-



Will McIntosh

**Wie die Welt endet**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-52924-3

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2013

Die Welt nimmt leise Abschied ...

Die Apokalypse kommt. Aber nicht mit einem großen Knall, nicht durch eine Naturkatastrophe, nicht durch ein Supervirus und auch nicht durch den Atomkrieg. Die Welt stirbt. Jeden Tag ein bisschen mehr. Und mit ihr sterben Regierungen, Gesellschaftsordnungen und die menschliche Zivilisation. Das Einzige, was den Menschen noch bleibt, ist die Hoffnung, dass es eines Tages wieder besser werden könnte. Doch ist Hoffnung genug, um den Verfall aufzuhalten?